

Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte

Zürcher Vogelfang und Vogeljagd im 16. Jahrhundert

Von

BERNHARD MILT (Zürich)

Vogelfang und Vogeljagd waren in früheren Zeiten so ziemlich dasselbe; man jagte Vögel, indem man sie fing. Noch heute ist die Vogeljagd manches Jägers besondere Freude, freilich unter sehr veränderten Umständen, da der Vogelfang längst gesetzlich verboten und unter Strafe gestellt ist.¹⁾ Einen gewissen Vogelschutz haben auch die Alten gekannt. Wenn aber heute im Interesse des Vogelschutzes der Vogelfang untersagt ist, haben sie aus andern Überlegungen diesen der Büchsenjagd vorgezogen. Ein weidgerechter Vogelfänger liess beim Fang von Reb- und Haselhühnern die Hennen wieder fliegen, im Interesse der Zucht. Dieses Schutzes wurden sie beraubt, als die Jagd mit der Büchse aufkam.²⁾ Dem Vogelfang widmeten sich übrigens nicht nur Knaben und Tagediebe; auch gekrönte Häupter verschmähten dieses Vergnügen nicht. Nach der Sage wurde dem Sachsenherzog HEINRICH die Kunde von seiner Wahl zum deutschen König auf dem Vogelherd überbracht, weshalb er noch heute der Finkler geheissen wird, und sein Sohn, Orro der Grosse, soll ein eifriger Vogelfänger gewesen sein.³⁾ Selbst Mönche und Geistliche waren jagdbegeistert, und die Kirche hatte ihre liebe Not, überbordende Jagdgelüste einzuschränken, um schliesslich die Falkenjagd ganz zu verbieten, wenn auch nicht mit durchgängigem Erfolg. Wurde HUBERRUS, der Bischof von Lüttich, nachmals der Jäger Schutzpatron, zu dessen Ehren an seinem Festtag, dem 3. November, grosse Hubertusjagden abgehalten wurden, hat im selben Jahrhundert der Deutschenapostel BONIFATIUS auf der deutschen Synode vom Jahr 742 den Geistlichen die Jagd völlig verboten. Noch lange scheint aber besonders der Vogelfang eine beliebte Abwechslung geboten zu haben. In der berühmten Benediktinerabtei St. Gallen besass NORKER auf einem Hügel ob der Stadt einen Vogelherd. Unter Abt NORKER

soll das Kloster im 10. Jahrhundert einen Zwinger aufgewiesen haben «für wilde Tiere, Kuriositäten, Hausvögel und gezähmte Vögel».⁴⁾ Man ass am Klostertisch Fasane, Schwäne, Pfauen, Rebhühner, Kapaunen, Turteltauben und die kleinen, auf Vogelherden gefangenen Vögel⁵⁾. EKKEHARDT berichtet in seinem liber Benedictionum: Nil nocent ulli de decipulis (Schlingen) volucelli.⁶⁾ Nach der Reformation scheinen auch mehrere Zürcher Prädikanten am Vogelfang Freude gehabt zu haben, der Chronist J. STUMPF, Pfarrer JODOCUS OESENBREY in Thalwil und Pfarrer BERNHARD LINDAUER in Winterthur, um nur diese drei zu nennen. Auch angesehenste Bürger der Stadt Zürich waren damals noch begeisterte Vogelfänger; Junker HANS EDLIBACH, der Seckelmeister, fing im Sihlwald mit Eifer und Erfolg Haselhühner, und von den Junkern HANS GÖLDLI, Landvogt und Oberzeugherr, und FELIX ENGELHARR, Amtmann, Landvogt und Statthalter wird berichtet, dass sie an Rebhuhnjagd Freude hatten.⁷⁾

JODOCUS OESENBREY, der schon erwähnte Thalwiler Pfarrer, hat eine ziemlich umfangreiche Schrift über den Vogelfang und seine Technik verfasst, die noch erhalten ist.⁸⁾ Auf 124 Seiten von Kleinfolioformat hat er seine Erfahrungen niedergeschrieben und sein Vogelbuch mit einem Vorwort und einem Epilog versehen; den Text hat er mit zahlreichen selbst gezeichneten und gemalten Bildern illustriert. In goldgepresstem Ledereinband war es ein Präsent für seinen Lehenmann, Abt CHRISTOFFEL VON SILBEREISEN in Wettingen.⁹⁾ Die Kollatur der Pfarrei Thalwil gehörte nämlich seit dem Jahre 1253 diesem Kloster und verblieb ihm auch nach der Reformation bis ins Jahr 1838.¹⁰⁾ Der damalige Abt, der seit dem Jahre 1563 seinem Kloster vorstand, stammte aus angesehenem Geschlecht von Baden und soll den Wunsch geäussert haben, ein solches Buch zu besitzen. Der Pfarrer

von Thalwil stellte ihm noch einen zweiten Band in Aussicht, in dem er auch die übrige Jagd schildern wollte, nicht nur die Hoch- und Niederjagd, sondern auch die Gebirgsjagd auf «steynböck, ybschgeissen und gämpsen», ja selbst diejenige auf «tracken und lindwürmer». Ob dieser Plan je ausgeführt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis; auf jeden Fall haben wir einen solchen Band nie vor Augen bekommen. Den Schlussstrich unter das eigentliche Vogelbuch setzte OESENBREY in seinem Thalwiler Pfarrhaus am 4. Oktober des Jahres 1575; er scheint die Arbeit noch länger zurückbehalten zu haben, um noch ein Jahr später mehrere Nachträge anzufügen. Im Jahre 1587 verehrte der Abt das Vogelbuch seinem Schwager, dem Badener Ratsherrn HARTMANN THORER (Dorer). 1630 gelangte es geschenkt in den Besitz der 1629 errichteten Zürcher Bürgerbibliothek durch einen ihrer Gründer, JOHANN WILHELM STAFFER, so dass man es wohl noch zu ihren Urbeständen rechnen darf.¹¹⁾

Der Verfasser des Buches, JODOCUS OESENBREY, war 1526 als Bürger von Zürich in seiner Vaterstadt zur Welt gekommen. Er hat die Zürcher Schulen besucht und als Stipendiat Theologie studiert. Nach seiner Ordination im Jahre 1551 wurde er nach Weiach gewählt, um schon ein Jahr später nach Männedorf überzusiedeln. Von seinem Leben ist wenig bekannt. In Männedorf scheint er eine gewisse Beliebtheit besessen zu haben, musste er doch noch die Gemeinde Oetwil pastorieren, die kirchlich sonst nach Egg gehörte, mit dessen Pfarrer sich die Bevölkerung aber gerade damals überworfen hatte. 1565 nach Thalwil gewählt, blieb er in dieser Gemeinde bis zu seinem Tod im Jahre 1591. Im Jahre 1578 musste er wegen Trunksucht nicht nur verklagt, sondern auch bestraft werden.¹²⁾

OESENBREY nannte seine Schrift ein Vogelbuch. Er erzählt darin von den einzelnen Vögeln auch tatsächlich viel Wissenswertes, lateinische und deutsche Namen, Lebensgewohnheiten und teilweise ihre nähere Verwandtschaft. Er weiss, dass es einen Haus- und Feldsperling gibt, zählt unter den Drosseln die Amsel, die Misteldrossel, die Wacholderdrossel und die Rotdrossel auf und unterscheidet Feld- und Haubenlerchen etc. Man stösst in seinem Werk auf Zitate von ARISTOTELES und OPPIAN, von PLINIUS

und AELIAN, von ALBERTUS MAGNUS und PETRUS CRESCENTIENSIS und selbst von modernen Italienern wie ALEXANDER BENEDICTUS. Alle diese Angaben stammen freilich aus zweiter Hand; er hat sie ganz einfach aus der deutschen Fassung von CONRAD GESSNER's Vogelbuch abgeschrieben, welche im Jahre 1557 zum erstenmal erschienen ist, besorgt von Pfarrer RUDOLF HÜSLI¹³⁾, einem Altersgenossen OESENBREY's, der gleich ihm kurze Zeit Pfarrer in Weiach gewesen war. GESSNER war beider Lehrer am Carolinum gewesen, wo er seit 1541 über Philosophia naturalis doziert hat. Ausser diesem gelehrten Werk schöpfte OESENBREY noch einiges aus der Chronik von JOHANNES STUMPF, der im 9. Buch, in dem Kapitel 21, über Vögel berichtete, die man vor allem in den Alpen fangen könne. STUMPF stützte sich in seinen Angaben über diese Vögel vor allem auf PLINIUS, streute aber auch eigene Beobachtungen mit ein, so auch über den Vogelfang:

Wie man ein Haselhun fahet: Der weydman lernet jren ruff, und durch ein pfefflin rufft er jnen im holtz. So sy vorhanden sind, gebend sy jm antwort durch widerpfeffen: alsdann schmücket und verbirgt er sich in ein hütten auf der erden, dass jn ja das hun nit sehen mag, steckt zavor ein aufrechtig gärnle auf etlich klafter lang für die hütten hin und här, darnach rufft oder pfeffet er dem hun: so das auf die erden flügt, dem ruff nach gadt und also vor der hütten hin und här laufft, verschlüfft es sich in dem garn und wirt gfangen. Dises weydwerch ist auch etwan mir gemein und anmutig gewesen.

Auch GESSNER gibt bei jedem einzelnen Vogel an, wie man ihn fangen kann, aber nicht aus eigener Erfahrung, sondern meist gestützt auf die Mitteilungen OPPIAN's; in dieser Beziehung ist OESENBREY's Vogelbuch weit vorzuziehen. Setzt GESSNER die eigentliche Kenntnis der Technik des Vogelfangs in der Regel voraus, wird gerade diese vom Thalwiler Pfarrer eingehend geschildert, aus reicher eigener Erfahrung heraus. Dieser Teil ist ganz sein geistiges Eigentum. Er war wohl der erste Schweizer, der ein so eingehendes Werk über die Technik des Vogelfangs schrieb. Ein Vergleich mit GESSNER's Vogelbuch zeigt freilich eindrucklich, wie wenig sich diese Technik im Lauf vieler Jahrhunderte gewandelt hat, trennen doch OPPIAN und OESENBREY mehr

als ein Jahrtausend. Bei letzterem erfahren wir vor allem, welche Fangmethoden zu seiner Zeit gerade in unserer Gegend gebräuchlich waren. Er muss so ziemlich alle beherrscht haben, einzig die Vogeljagd mit Schusswaffe scheint er aus den angegebenen Gründen kaum geübt zu haben. So viele Arten von Vogelfang es auch gibt, haben sich offenbar doch die meisten Vogelfänger auf einige von diesen spezialisiert. OESENBREY's Vorliebe galt zweifellos dem Fang mit Traghütte, Käuzlein, Fällstange und Kloben; aber auch im Stellen von Vogelfarnen scheint er große Erfahrung gehabt zu haben. Bei der kurzen Schilderung von Leimruten und Dohnen darf man wohl annehmen, er habe sich mit diesen Methoden nicht allzuviel abgegeben.

II.

Schon im 16. Jahrhundert haben Jagd und Vogelfang nicht mehr ungeteilte Bewunderung gefunden; vor allem scheint es weitem Kreisen missfallen zu haben, wenn sich gerade Pfarrer solchen Vergnügen hingaben. OESENBREY sah denn auch voraus, dass sein Werk auf mancherlei Widerstand stossen werde. Darum rechnete er mit seinen präsumptiven Gegnern im voraus ab, jenen, die überhaupt kein Interesse an der Jagd aufzubringen vermögen und ein solches Buch für «unnötig, unnütz und zum theyl für spöttisch» erachten werden, den andern, welche die Jagd auf Gottes Geschöpfe für grausam und eine Sünde vor dem Schöpfer ansehen und schliesslich jenen, welche die Jagd zwar nicht an sich ablehnen, sie den Geistlichen aber völlig verbieten möchten, denen ein solches Handwerk nicht anstehe. Die Einwände, welche die katholische Kirche gegen jagende Geistliche zu erheben hatte, sind ihm zwar bekannt; als reformierter Prädikant will er sich aber nur an das lautere Gotteswort halten, das ihm im 1. Kapitel des 1. Buches der Genesis entgegentritt:

Lasset uns menschen machen, ein byld, das uns glych sige, die do herschind über die vych im meer, über die vögel underm himmel, über das vych über die ganze erd, über alles gwürm, das uff erden krücht.

Diese Verheissung findet er im 9. Kapitel für Noah und seine Genossen bestätigt. Der Mensch solle Herr sein über alle Tiere der

Erde und Gewalt haben über sie, aber nie vergessen, dass sie alle von Gott kommen und ihm dafür die Ehre gebührt:

Deshalben, so der mensch die ding als das weydwerc recht brucht, gotts eer darnäben nitt vergisst, so ist's nitt sünd sunder ein arbeytt und werc des menschen uss befälch und erlounnus des allmechtigen gottes.

Er vergisst auch nicht, darauf hinzuweisen, dass die Jagd schon im Altertum in hohen Ehren gehalten worden sei und führt CICERO und XENOPHON als Kronzeugen an.¹⁴⁾ Dann schildert der Verfasser den Nutzen einer vernünftigen Jagd, wobei ihm durchaus nicht der Tiermord oder der materielle Nutzen im Vordergrund stehen, sondern das sportliche Moment. Er rühmt der Jagd nach, dass sie den Menschen körperlich ertüchtigt durch Übung seiner Kräfte und auch an Abhärtung gewöhne. Er lobt ihren Einfluss auf die menschliche Gemütsverfassung, weil sie ein bekümmertes Gemüt erheitere. Sie vermittelt manche Kenntnis von der Natur, wobei der Verfasser auch STUMPF und GESSNER erwähnt. Ausserdem bereichert sie des Menschen Tisch und Arzneischatz und gibt Gelegenheit, auch andern Menschen eine Freude zu machen.

III.

Das Vogelbuch des Thalwiler Pfarrers zerfällt in drei Teile. Der erste behandelt die eigentliche Technik des Vogelfangs, speziell diejenige mit Traghütte, Kloben, Fällstange und Käuzlein, während die übrigen Methoden kürzer abgehandelt werden. Der Verfasser hat sich der deutschen Sprache bedient. Die zahlreichen Illustrationen verdeutlichen den Text in sehr glücklicher Weise und machen denselben oft erst verständlich.

Der Kloben besteht aus zwei parallel zueinander verlaufenden, gut aufeinander passenden, in ein rundes Stück Holz eingefassten Stäben, die etwas auseinanderklaffen. Mittels einer durch beide Stäbe gezogenen Schnur können sie durch einen Zug an derselben aufeinander gepresst werden; die Schnur muss durch Unschlitt immer leicht gleitend erhalten werden. Sitzt ein Vogel auf einen dieser Stäbe, wird er durch einen Zug an der Schnur mit seinen Krallen eingeklemmt. Der Vogelfänger

dreht dann seinen Kloben rasch um, dass der Vogel nach unten hängt und nimmt ihn von unten mit der andern Hand ab, indem er seinen Rücken umfasst und die Schnur loslässt. Das muss alles sehr rasch geschehen, weil das Geschrei des gefangenen Vogels häufig andere herbeilockt und man manchmal einen nach dem andern auf diese Weise fangen kann. Der Kloben muss mit einer einzigen Hand gehalten und geführt werden, wobei erst noch die Schnur mit derselben Hand bedient werden muss, da die andere Hand zum Abnehmen der gefangenen Vögel immer griffbereit frei bleiben muss. Diese freie Hand muss aber noch das Käuzlein an seiner Leine führen und die allfälligen Instrumente halten, die der Jäger zum Hervorbringen seiner Locktöne benutzt. Da grössere Vögel oft recht schwer auf den Kloben auffallen, verlangt die gesamte Handhabung eine nicht geringe Übung und manuelle Geschicklichkeit. Der Vogelfänger sitzt zu diesem Geschäft in der Regel in einer Traghütte verborgen, die er selber verfertigt und beinahe täglich neu aufrüsten muss. Sie wird aus fünf Stämmchen verfertigt, meist aus Kirschbaumholz, die an ihrer Spitze kegelförmig vereinigt und durch mit Nägeln befestigte Äste ausgespannt werden. Im Innern wird diese kegelförmige Hütte mit grüingefärbter Sackleinwand ausgespannt unter Aussparung eines Fensters, des sogenannten Lids, durch welches der Vogelfänger den Kloben herausstreckt und die Vögel abnimmt. Die ganze Hütte wird mit Schnüren umspannt, an die man Buchenzweige in natürlicher Haltung anbringt, so dass sie ganz damit verkleidet ist und der Jäger in derselben nicht mehr gesehen werden kann. Dieser muss auch für einen bequemen Sitz sorgen und guten Stand der Hütte, da die geringste Bewegung die Vögel verschrecken kann. Auch muss das Laubwerk jeden Tag frisch angebracht werden, dass nicht dürres Laub mit seinem Rascheln die Beute vertreibt.

Zum Anlocken von Vögeln bedient sich der Vogelfänger meist eines Käuzleins, das er erst zähmen und abrichten muss. Man bezieht sie aus Mailand oder niederrheinischen Gegenden, da sie in unsern Wäldern nicht vorkommen, abgesehen von den südlichen Alpentälern. Diesen Steinkauz, *Athene noctua* Retz, muss der Vogelfänger

früh an sich gewöhnen, bis er ganz zutraulich wird. Man hält ihn zuerst in einem Käfig, bis er sich daran gewöhnt hat, von Menschen betrachtet zu werden. Dann hält man ihn auf einem Krücklein, das aus einem Längs- und Querholz besteht, wobei das Querholz auch durch ein gepolstertes Tischchen oder ein Näpfchen ersetzt werden kann. Das Käuzlein wird mit einer Schnur an einem Bein befestigt und durch Zug an derselben daran gewöhnt, auf sein Krücklein aufzulegen und wieder auf den Boden zu hüpfen. Im Freien trägt der Jäger sein Käuzlein auf diesem Krücklein mit sich, wobei dann das Längsholz unten zugespitzt ist, dass man es irgendwo in den Boden stecken kann. Der Vogelfänger muss diesen kleinen Freund immer selber besorgen. Seine Nahrung, die sonst vornehmlich aus Mäusen besteht, muss man ihm vor allem aus rohem Fleisch herrichten, aus Ochsenherz, Kälber- und Schafsmaul, ungesalzen. Auch Mäuse und Vögel sollte er bekommen, da er die Haare und Federn für sein Gewöll nötig hat. Er bildet aus denselben ein zapfenartiges Gebilde, Quell genannt, das er schliesslich erbricht und zu seiner Gesundheit angeblich dringlich braucht. Erhält das Käuzchen keine Federn und Haare von fremden Tieren, soll es sich selber Federn ausreissen. Hat man einmal kein rohes Fleisch zur Hand, kann man zur Abwechslung auch frisch gesottene Eier verabreichen. Auch für frisches Wasser muss man täglich sorgen, zum Trinken wie zum Baden. Ist der Kauz krank, ist nach OESENBREY «Heustöffel»-Nahrung seine beste Arznei. Man muss sich vor allem hüten, ihn zu überfüttern, da er sonst leicht stirbt, während er das Fasten ausgezeichnet erträgt, angeblich bis zu acht Tagen. Auf der Vogeljagd lässt der Vogelfänger durch saunten Zug an der Schnur ständig sein Käuzlein auf sein Böcklein auf- und abspringen, wodurch andere Vögel sehr gereizt werden und es unbedingt zu sehen wünschen, einige aus blosser Neugier, viele aber, weil sie die Käuzlein ausserordentlich hassen. Neben dem Käuzlein benützt der Vogelfänger noch andere Lockmittel. Er pfeift und ruft selber und benützt allerlei Instrumente dazu, silberne und messingene Pfeifflein, je nach der Vogelart und vor allem die sogenannte «Wiggle». Mit dieser kann der Ruf des weiblichen Käuzchens nachgeahmt werden,

von dem sie offenbar auch den Namen erhalten hat, heisst doch im Glarnerland der Waldkauz auch Wiggerli und Wiggesser⁴⁵⁾. Man verfertigt sie, indem man ein Hölzlein von etwa fünf Zentimeter Länge und einem Zentimeter Breite der Länge nach spaltet und die Spaltflächen bis nahe an beide Enden des Hölzchen leicht aushölt, so dass die aufeinandergelegten Hälften einen Spalt von 1—2 mm Breite umfassen, durch den man ein seidenes Bändchen spannt. In dieses Instrument wird dann geblasen. Bei richtiger Spaltbreite und angemessener Bandspannung kann man darauf den Käuzleinruf giwigg, giwigg angeblich täuschend ähnlich nachahmen.⁴⁶⁾

Da es des Vogelfängers Aufgabe ist, die herbeigelockten Vögel nun auch auf den Kloben zu bringen, muss er das Käuzlein so postieren, dass es nicht von überhöhten Ästen aus eingesehen werden kann und durch Reisig und Gebüsch die Sicht möglichst verbauen. Richtig sehen soll man nur von einem einzigen Ort aus, der sich ob dem Kloben befinden muss. Es wird ein ziemlich dicker und möglichst glatter Haselstecken, den man an seinem obern Ende mit einem eingesteckten Laubwedel tarnt, fast senkrecht zum Kloben in die Erde gesteckt. Diesen fliegen die Vögel dann an, um das Käuzlein sehen zu können, gleiten ab, da er zu dick und zu gleitend ist, um sich daran zu halten und landen dann oft mit ziemlichem Aufschlag auf dem Kloben. Dieses Haselstämmchen nennt der Vogelfänger die Fällstange. Je nach der Vogelart, die man fangen will, muss für die Traghütte ein besonderer Sitz gewählt werden. Für jede Vogelart muss der Jäger wissen, wie weit er den Kloben hinauszustrecken und wo er die Fällstange zu postieren hat. Auch der Sitz des Käuzleins ist für die verschiedenen Vögel durchaus nicht derselbe. Es gibt solche, die ihm direkt lebensgefährlich werden können, so dass man es dann sofort in die Hütte ziehen muss. Diese Art des Vogelfangs erheischt angespannte Aufmerksamkeit und grosse manuelle Geschicklichkeit, ist aber sehr geeignet zum Fang verschiedenster Vögel, wie etwa der Amsehn, Misteldrosseln, Häher, Spechte, Pirole, Wiedehopfen, Wald- und Hausröteli, Finken, Spatzen, Meisen, Wacholderdrosseln und Rotdrosseln und noch mancher anderer Vögel.

Die beste Zeit zum Vogelfang beginnt im Sommer um Johannis (24. Juni), acht Tage früher oder später und dauert bis in den Herbst, ja bis in den Winter hinein, verschieden je nach der Vogelart. Ein alter Kalenderspruch lautet schon: Adest Vitus Modest, es blypt khein vogel meer im näst, wobei der St. Veitstag am 15. Juni gefeiert wurde.

Mitte Juni wird man im allgemeinen mit dem Amselfang beginnen. Natürlich wird es aber immer Verschiebungen geben, je nach der Witterung. Darum hält man sich am besten an die Regel, auf den Vogelfang zu gehen, wenn die Kirschen reifen und abzufallen beginnen. Dann versammeln sich viele Vögel und kann man an einem einzigen Tage gar manche fangen. Sie sind in gewissen Monaten fresslustiger und angriffiger als in andern; diese muss der Jäger kennen, da man sie dann am besten fangen kann. Im August sind sie mit Ausnahme der Amsehn für gewöhnlich in der Mauer. In dieser Zeit sind sie furchtsamer und weniger fresslustig. Dann wird man das Käuzlein nicht zu oft zeigen und die Fällstange weiter von der Hütte entfernt aufstellen als zu andern Zeiten. Im Herbst werden die Vögel dann wieder reizbarer und gefrässiger. Noch nach dem Herbst, bis in den Winter hinein, fängt man verschiedene Drosseln, Häher, Finken, Spatzen und Meisen.

Vor allem im Sommer muss der Vogelfänger sein Werk früh beginnen, zwischen zwei und vier Uhr. Auch Abends zur Vesperzeit kann er wieder auf den Fang gehen. Um diese Zeit muss schon alles zum Fang bereit und die Hütte frisch mit Laub umspannen sein. Der eigentliche Fang währt höchstens von Morgens 5 Uhr bis zum Mittagläuten; dann begeben sich die Vögel zur Ruhe. Nach dem Vesperläuten kann noch ein Versuch gemacht werden, doch ist der Morgen meist besser.

Will ein Vogelfänger Erfolg haben, muss er fleissig sein und darf Arbeit und Mühe nicht scheuen. Aber schliesslich wird man auch bei keinem andern Werk Erfolg haben, wenn man den notwendigen Eifer und die Anstrengung nicht aufbringen will, wie schon ein alter Spruch bezeugt:

Ein metzger der ungeru nach vych gadt,
Ein schmyd, so ungeru by ysen und kholen
stadt,

Ein fischer, der das wasser hasst,
 Ein bott, der das wandlen im rägen lasst,
 Ein weydmann, den das voglen, jagen,
 beytzen, stellen, warten verdrüssst,
 Einem müller, dem keyn wasser flüssst,
 Ein pur, der nit arbeytten will und aber
 herr will syn,
 Deren aller gwin und gnuss wirt kleyn syn.

IV.

Im zweiten Teil des Vogelbuches beschreibt der Verfasser die Art und Weise, wie man die einzelnen Vogelarten mit dem Kloben fängt, um in einem Schlussabschnitt noch andere Fangmethoden zu schildern.

Wenn der Vogler frühmorgens mit Käuzlein, Traghütte, Kloben und Fällstange in den Wald zieht, muss er sich zunächst einen geeigneten Sitz zu wählen wissen, sei es zum allgemeinen Vogelfang, sei es zum Fang bestimmter Vogelarten. Sonst kann es leicht vorkommen, dass kein einziger Vogel in seine Falle geht, mag es auch noch so viele Vögel haben. Statt dass er mit seinem Käuzlein die Vögel überlistet, äffen sie ihn.

Die Traghütte am Hals, sucht der Vogelfänger beim ersten Gang durch den Wald unter ständigem Rufen und Locken einen Platz, an dem es besonders viele Vögel hat oder doch diejenigen, die er fangen will. Er muss Dickicht wie grelles Sonnenlicht meiden; glänzt sein Kloben im Sonnenschein, sitzt kein Vogel darauf ab. Hat er einen günstigen Ort gefunden und seine Traghütte abgestellt, gilt seine erste Sorge der richtigen Placierung der Fällstange. Die richtige Stelle ist dann gefunden, wenn die Vögel nur von ihr aus das Käuzlein sehen können, so dass sie dieselbe unbedingt anfliegen müssen, wenn sie es zu Gesicht bekommen wollen. Erblicken sie es von überhöhten Ästen, überspringen sie es, und dann meiden sie den Pfahl. Darum darf man sie auch nicht unter herabhängende Äste postieren. Dann steckt der Vogelfänger die Krücke mit dem Käuzlein in die Erde, etwas vor der Hütte und zwei Armspinnen von ihr entfernt, etwa einen Schuh hoch über der Erde, so, dass die Hütte zwischen Fällstange und Käuzlein steht. Zum Fang von Vögeln, die diesem gefährlich werden können, nimmt man das Käuzlein

näher zur Hütte heran, damit es bei Gefahr sofort in dieselbe gezogen werden kann. Meist muss man es gegen unerwünschte Sicht mit Tännlein und Gebüsch umstellen. Jetzt erst setzt sich der Vogelfänger in die mit frischem Laub umspinnene Hütte, streckt seinen Kloben gegen die Fällstange hinaus und lässt sein Käuzlein auf- und abspringen. Dazu lockt, ruft, pfeift und wiggelt er. Bald werden sich Vögel herbeilassen, um zu sehen, was da vor sich geht. Sind grössere in der Nähe, lässt man kleine, die den Kloben anfliegen, ruhig wieder springen; die grösseren kommen dann um so sicherer. Grosse nimmt man rasch ab, da ihr Geschrei andere herbeilockt und der Kloben möglichst rasch wieder fangbereit sein muss.

Auf freiem Feld wird die Hütte meist vor Hecken und dichtem Gesträuch abgestellt oder in der Nähe alter Bäume, wobei das Käuzlein vor unerwünschter Sicht besonders gut geschützt sein muss.

Zum Fang von Amseln sucht man sich einen Sitz aus, an dem es weder Vieh noch Menschen hat, im Wald, auf Gemüseäckern oder in niedern Heuwiesen, möglichst im Schatten. Der Vogelfänger muss sich in seiner Hütte sehr ruhig halten und soll wenig rufen und locken, sondern lieber wiggeln und das Käuzlein springen lassen. Fliegen Röteli herbei, lockt man sie in die Hütte. Die Amseln lieben diese Vögel sehr und lassen sich sofort herbei, wenn sie deren Stimmen hören. Sie sind nicht nur sehr neugierig, sondern auch voller Hass auf die Käuzlein und geben sich alle Mühe, dieselben zu sehen. Darum fliegen sie auch leicht Pfahl und Kloben an. Gefangene Amseln muss man rasch abnehmen; in der Hütte dürfen sie aber ruhig schreien, da sie damit nur andere Amseln anlocken, die dann wieder die Fällstange anfliegen, so dass man oft eine um die andere fangen kann. Gebratene Amseln mit Myrthenbeeren werden von C. GESSNER bei Ruhr empfohlen, in Öl gesottene bei Schiefhals und Hüftschmerzen. Amselfleisch wird aber auch sonst gerne gegessen.

Beim Drosselfang nimmt man das Käuzlein etwas näher zur Hütte, da Drosseln es besonders grimmig hassen. Die Fällstange wird statt einem gleich zwei Meter von der Hütte entfernt aufgestellt. Am besten sind diese Vögel im Herbst,

wenn sie durch reichlichen Genuss von Weinbeeren fett geworden sind.

Die Misteldrosseln haben ihren Namen von ihrer Vorliebe für Misteln, doch schätzen sie auch Trauben und Wacholderbeeren sehr. Das Käuzlein muss man vor diesen Vögeln besonders gut schützen, da sie aus der Luft, von überhöhten Ästen aus, auf dasselbe niederstossen, um es zu stechen. In der Regel lassen sie sich zwar ziemlich weit entfernt von ihm nieder; aber in der Kirschenzeit, wenn sie mit ihren Jungen zur Weide fliegen, sind sie angriffs-lustiger als die meisten andern Vögel. Man findet sie oft in Scharen auf Wiesen, Äckern und in Wäldern. Zu ihrem Fang muss die Fällstange mindestens fünf Armspannen von herunterhängenden Ästen entfernt aufgestellt werden. Lässt man das Käuzlein fleissig auf- und abspringen, reizt das diese Vögel sehr. Geht der erste auf den Kloben, folgen bald andere nach, so dass man in einem Sitz bis zu zehn fangen kann. Gelingt es einem gefangenen Mistler, vom Kloben wieder zu entweichen, rauscht er mit schnellem Flug davon, wobei ihm alle andern folgen. Mistlerfleisch wird nicht sehr geschätzt und nur von einfachen Leuten gegessen.

Bei den Hähern unterscheidet der Verfasser Eich- und Nusshäher. Der Häher ist ein Spötter, der sowohl andere Vögel wie den Vogelfänger mit seinen Lockrufen nachahmt. Bei seinem Hass auf den Kauz kommt auch er ziemlich leicht auf die Fällstange und den Kloben. Man fängt ihn auf freiem Feld, auf Gemüseäckern oder in Wiesen, am besten in der Nähe eines alten Eichbaums. Die Fällstange steckt man drei bis vier Armspannen von diesem Baum entfernt ein, während die Hütte auf ihrer andern Seite postiert wird in der Entfernung von ungefähr zwei Metern. Sobald der Häher den Kauz gewahrt, bedarf es keines Lockens mehr. Gefangen schreit er so laut, dass ihn alle Häher in den umliegenden Wäldern hören, die dann rasch herbeifliegen, so dass man auf einen Sitz bis zu zwei Dutzend fängt. Der Kloben muss für diesen Fang sehr sicher geführt werden, da diese Vögel schwer auf ihn auf-fallen. Zur Abnahme muss man ihn weit öffnen wegen der grossen Krallen dieser Tiere. Will man kleine Vögel fangen, darf man einen gefangenen Häher ruhig wieder

fliegen lassen. Obwohl er gelegentlich kleine Vögel frisst, fürchten ihn diese doch nicht, sondern nur den Sperber. Sein Fleisch ist wenig geschätzt. Auf sein Geschrei hin kommen auch Krähen in Scharen. Diese gehen aber nicht auf Fällstange und Kloben; sie umfliegen den Kauz mit lautem Geschrei, bis sie müde geworden sich auf einem benachbarten Baum niederlassen, den man zu ihrem Fang mit Leimruten be-steckt. Auch Elstern lassen sich beim Häherfang etwa herbei und fliegen dann wohl auch den Pfahl und den Kloben an.

Vom Specht kennt der Thalwiler Pfar- rer mehrere Arten, den grossen Schwarzspecht, den grossen und kleinen Grünspecht, den Elsterspecht und den Grauspecht, wobei er irrtümlich zu dieser Gruppe noch den Mauerspecht zählt. Um einen Specht zu fangen, muss man eine Eiche oder Tanne suchen, auf denen er sich aufhält. Unter diesem Baum stellt man die Hütte auf, lässt das Käuzlein fleissig springen und schlägt mit einem Messer immer an einen Schuh, dass es tönt wie das Hacken eines Spechtes. Meist kommt er leicht auf die an den Baum gelehnte Fällstange. Auch Eichhör-nchen kann man so fangen, muss aber aufpassen, dass wirklich die Füsse und nicht bloss der Schwanz eingeklemmt sind. Diese Tiere muss man zur Abnahme gut vom Rücken her fassen, weil sie sonst beißen.

Der Pirol oder Wittewal, auch Dürrbirnenvogel genannt, kommt am 10. April in unser Land. Der Bauer freut sich, wenn er seine Stimme hört, weil er dann nicht mehr mit Schneefall und Frost rechnet. Pfeift er in der Nähe von Häusern, gilt das als Regenzeichen. Auch dieser Vogel hasst den Kauz sehr, geht aber nicht leicht auf den Pfahl. Hört der Vogel-fänger einen Pirol im Wald, muss er sich mit seiner Hütte am Waldrand niederlas-sen, eine sehr niedere Fällstange wählen und das Käuzlein hinter der Hütte postie-ren. Oft fängt man den Pirol auch auf freiem Feld, bei einem Baum oder vor einer dichten Hecke.

Auf dieselbe Art wird auch der Wiede-hopf gefangen. Stellt er sich schon vor der Rebenblüte ein, glaubt der Bauer auf ein gutes Weinjahr rechnen zu dürfen.

Haus- und Feldröteli fängt man vom allgemeinen Vogelsitz aus oder von demjenigen der Amseln, weil man sie meist mit andern Vögeln zusammen fängt. In der Nähe von Röteli kann sich der Vogelfänger mit seiner Hütte ruhig niederlassen, selbst wenn er sonst keine andern Vögel bemerkt. Denn wo sich diese Vögel hören lassen, hat es bald auch Amseln, Häher und Mistler, aber auch allerlei Kleinvögel wie Zaunschlüpfer, Kohlmeisen, Nachtigallen, Goldhähnchen, Grasmücken, Gimpel, Steinbeisser u. a. m. Im Winter wird das Röteli in der Stube sehr heimelig, singt allerliebste und fängt eifrig Fliegen. Das Schwänzlein des Hausröteli wird zum Fischen im strömenden Wasser als Federangel gebraucht. OESENBREY hat sie oft selber so benutzt und an Fischer und Landstreicher verkauft, einmal in einem einzigen Sommer für ein volles Pfund Heller.

Buchfinken fängt man am besten, wenn der Haber geschnitten wird. Dann ziehen sie mit ihren Jungen in Scharen auf die Felder hinaus und lassen sich wohl auch auf einen Baum nieder. Hütte und Pfahl postiert man dann ganz in seiner Nähe, so, dass die Fällstange unter seinem untersten Ast steckt.

Die Spatzen sucht man auf Gerstenfeldern oder in der Nähe von Scheunen. Will man diese Vögel fangen, muss man den Kloben gut mit Laub verkleiden, da ihn diese listigen Vögel sonst nicht anfliegen.

Die Meisen, Spiegelmeisen, Blaumeisen und Kohlmeisen findet man meist beieinander, besonders zahlreich in der Nähe von Kirschbäumen, wenn die Kirschen zu faulen und abzufallen beginnen. Man kann ihrer in zwei bis drei Sitzen achtzig bis hundert fangen, oft zwei bis drei Spiegelmeisen auf einmal. Vor allem im Herbst sucht man sich dazu einen Meisenstrich aus. Die Hütte stellt man am besten auf eine Anhöhe, gegen Sonnenaufgang, gerade in den Meisenstrich. Ihr hinterer Teil muss in Gesträuch verborgen sein. Für den Meisenfang umzieht man sie nicht mit Buchenlaub, sondern mit Tannästen. Der Kloben wird nach vorn herausgestreckt, und unter demselben stellt man einen Käfig mit einer Lockmeise drin.

Zahme Meisen können auch wie Käuzlein an einer Leine auf- und abspringen, so dass man keinen Käfig braucht. Zum Locken benützt man ein Meisenpfeiflein. In einer genügend grossen Hütte können bis zu drei Vogelfänger nebeneinander arbeiten.

Auf den Fang von Wacholder- und Rotdrosseln geht man am besten in der zweiten Oktoberhälfte, zwischen Gallitag und Allerheiligen. Zu dieser Zeit kommen diese Vögel aus den höhern Regionen in die Täler und auf die benachbarten Hügel. Man findet sie in Scharen auf dünnen, trockenen Böden. Sie werden seit alters als Speise sehr geschätzt. Schon HORAZ sang: *Quid melius turdo, quid? MARTIAL* gestand: *Inter aves turdus, si quis me iudice certet; inter quadrupedes gloria prima lepus.* Diese Vögel fängt man im Herbst zu allerletzt und noch bis in den Winter hinein. Mit Myrthenbeeren gegessen, soll ihr Fleisch den Harn befördern und die Ruhr stillen. An etlichen Orten werden diese Drosseln nicht gleich getötet und gegessen, sondern in eigenen Vogelhäusern erst gefüttert und gemästet, da dadurch ihr Fleisch zarter wird. Auf Ehren tafeln werden sie als Leckerbissen Wachteln und Rebhühnern gleich geachtet. Man fängt sie auf freiem Feld und auf Wacholderhängen. Von einem Wacholderbuschast wird der Schnee oder Reif abgeschüttelt, während er auf den andern Ästen belassen wird; an diesen stellt man dann die Fällstange an. Den Kauz setzt man zwei bis drei Armspannen vom andern Hüttenende entfernt ab, ohne ihn zu verbergen; man soll ihn im Gegenteil sehen, nur nicht von überhöhten Ästen aus. Durch sein Auf- und Abspringen werden die Vögel gereizt. Dazu muss der Vogelfänger ganz leise locken und wiggeln. Den Kloben hat man auch für diese Vögel zu verkleiden. Mit einem einzigen Käuzlein können auch zwei Vogler von zwei Hütten aus dem Fang obliegen. In einem einzigen Sitz kann man ein ganzes Dutzend Drosseln fangen, sofern man Sorge trägt, dass sie beim Abnehmen nicht zu laut schreien und der Jäger rasch arbeitet.

In einem besondern Abschnitt bespricht der Thalwiler Pfarrer dann noch andere Fangmethoden, ohne Kloben, mit Fallnetzen, Schlingen an Seilen und Bogen und mit Leimruten, mit und ohne Käuzlein.

Vor allem zur Winterszeit kann man gerade Wacholder- und Rotdrosseln vorteilhaft mit Flügelnetzen fangen. Man sucht sich dazu einen guten Vogelherd aus, womöglich an Wacholderhängen, die man genau absuchen muss. Da diese meist ziemlich steil und woglos und mit vielem Gestrüpp und Gedörn bewachsen sind, kann das eine recht mühsame Arbeit sein. Der für die Netze ausersehene Platz muss von allem Unterholz gereinigt werden, damit die Netze auf dem Boden nicht Schaden nehmen. Dieser muss so gesäubert sein, dass Neuschnee mit einem Besen immer leicht weggewischt werden kann. Die beiden Netze, die man zu diesem Fang braucht, werden der Länge nach parallel nebeneinander gelegt, jedoch so, dass zwischen beiden ein ziemlich breites freies Feld bleibt. An ihrem dem Vogelfänger zugekehrten Ende werden sie an einem gemeinsamen Zugseil befestigt, am andern Ende mit Stricken und Pfählen so in der Erde verankert, dass sie durch einen Zug an diesem gemeinsamen Zugseil direkt nebeneinander zu liegen kommen. Natürlich muss der Weidmann zuerst immer genau ausprobieren, ob alles gut funktioniert, da sonst seine ganze Mühe umsonst ist. Die Netze werden in Jauche gesotten, damit sie braune Erdfarbe annehmen, doch nicht zu lang, weil ihnen das sonst schadet. Pfähle und Stricke versteckt man mit Laubwerk, weil diese Vögel misstrauisch sind. In das freie Feld zwischen den Netzen wird das Geätz gelegt, die Lockspeise, verschieden nach den verschiedenen Vogelarten. Für die erwähnten Drosseln wählt man Zweige von Wacholder, Myrthen und Stechpalmen, die mit Beeren behangen sind. Dann postiert man hier noch die Lockvögel, in Käfigen oder an dünnen Leinen. Die letzteren muss der Vogelfänger mit Garnen erst fangen und zunächst in hölzernen oder eisernen Käfigen gewöhnen. Anfänglich hält man sie meist in einer dunklen Kammer. Man füttert sie mit einem Brei aus Abfallmehl oder Libete, dem Nussbrot der Ölmacher und Milch oder Wasser, dem man noch Wacholderbeeren zugibt. Für frisches Trinkwasser und sauberes Ess- und Trinkgeschirr muss der Pfleger natürlich täglich sorgen.

Am besten besorgt man diesen Vogelherd zu zweit. Ein Geselle bedient von der

tief eingegrabenen Hütte aus das Zugseil an einem Zugbolzen; der andere umstreicht den Herd und stöbert Vögel auf. Hören diese die Lockvögel auf dem Herd, fliegen sie scharenweise herbei. Der Zug selber muss mit erheblicher Kraft ausgeführt werden, erfolgt aber erst, wenn der erste Vogel aus dem Feld auffliegt, dann aber rasch. Auf diese Weise hat man mit einem einzigen Zug schon bis zu sechzig Vögel gefangen.

OESENBREY versichert, dass es zu seiner Zeit auch in unserm Land viele Wacholder- und Rotdrosseln gegeben habe, vor allem in der Thurgegend, in der Umgebung von Turbental an der Töss, aber auch an der Reuss, bei Bremgarten und bei Muri. Auch in der Gegend von Zürich wurden vor allem zur Herbstzeit ihrer viele durch Fangbogen aus der Luft gefangen. Die Methode mit Flügelnetzen eignet sich übrigens nicht nur für den Drosselfang, sondern auch für die Jagd auf Amseln, Kreuzschnäbel, grüne Kernbeisser wie auch auf Misteldrosseln.

Auch Waldschnepfen kann man auf diese Art fangen, häufiger freilich mittels Böglein und Schlingen, gelegentlich auch mit Stecknetzen wie die Rebbühner, vor allem in den Reben. Sie sind als Speise sehr geschätzt. Für gewöhnlich fängt man sie im Hähersitz. Die Riedschnepfen, die man besonders im Weinmonat fängt, halten sich tagüber im Wald auf, in Rebergen oder in dichtem Gesträuch auf freiem Feld. Morgens und Abends fliegen sie von den Bäumen auf benachbarte Weideplätze. Der Jäger muss sich die Stelle genau merken, wo sie den Wald verlassen, wenn er sie fangen will.

Im Herbst oder zur Winterszeit werden auch kleine Vögel auf solchen Vogelherden gefangen, vor allem Finken, Meisen, Distelein, Hänflinge, Grünlinge und auch Ammern, nur werden für diesen Fang kleinere Garne benutzt. Für jede Vogelart braucht es ein besonderes Geätz. Als Lockvögel benutzt man meist singende Finken. Selbst Dohlen und zahme und wilde Tauben bringt man so unters Garn.

Zum Vogelfang mit Leimruten wird öfters das Käuzlein benützt. Man verwendet feinsten Leim aus Venedig. Auf Leimruten fängt man vor allem Stare, wenn

sie im Herbst scharenweise in die Reben fliegen. Man schneidet an einem nahen Baum, in dessen Wipfel sie sich zu setzen pflegen, die obersten Äste ab und besteckt ihn mit solchen Leimruten. Dann jagt man die Vögel aus den Reben auf, bis sie auf ihren Baum fliegen. Doch fängt man die Stare oft auch auf andere Weise, besonders nachts. Sie schlafen nämlich gerne in der Nähe von Seen, Weihern und anderem Gewässer. Für ihren Fang spannt man Netze übers Wasser, in deren Zopf man ein helles Licht befestigt. Zu beiden Seiten des Rohrs, in dem sie sitzen, stellt man Laternen auf. Dann schlägt man mit Stangen und Stöcken ins Rohr. Die Vögel flattern verängstigt auf und fliegen meist direkt ins Netz, das man dann rasch zusammenrollt. OESENBREY hat sich diese Methode oft bewährt.

Mit Leimruten lassen sich auch Finken und Mistler ziemlich leicht fangen. Ein zahmer Fink wird mit Leimruten umsteckt; die wilden lassen sich dann meist rasch herbei und gehen auf den Leim. Mistler fängt man auch in Käfigen mit einem Schlüpfgatter, indem sich ein zahmer Vogel befindet. Der wilde kann zwar zum zahmen hinein, aber nicht mehr aus dem Käfig heraus.

Zum Fang von Nachtigallen und Grasmücken gräbt man Löcher in die Erde, auf deren Grund man Leckerbissen wie Ameiseneier legt. Die neugierige Nachtigall fliegt sofort herbei, holt sich die Eier, wobei sie nicht mehr aus ihrer Grube auffliegen kann. Man kann auch ein Käuzlein mit Leimruten umstecken und nicht selten auf diese Weise Nachtigallen und Grasmücken fangen.

V.

Im letzten Teil seines Vogelbuches bespricht der Verfasser den Fang von Wachteln, Lerchen, Reb- und Haselhühnern und andern edeln Geflügels, vornehmlich noch der eigentlichen Alpenvögel.

Die Lerchen fängt man besonders mit Fang- und Schlagnetzen, am besten vom ausgehenden Juli bis Ende August, vom Jakobi bis Bartlimeestag, wenn Korn und Roggen bereits geschnitten sind. Man wählt Netze mit einer Maschenweite von etwa zwei Fingern, einer Länge von vierzehn und einer Breite von zwei Metern. Als

Lockvögel dienen Lerchen in Käfigen oder an dünnen Leinen. Morgens früh muss man auf den Stoppelfeldern den Lerchenstrich beobachten und den gewählten Herd dann von Stoppeln und Halmen säubern. Dann legt man die beiden Netze wie oben beschrieben aus und setzt die Reizvögel ins dazwischenliegende Feld. Der Weidmann muss den Lerchenstrich von seiner Hütte aus gut sehen, dass er zur rechten Zeit am Zugbolzen ziehen kann. Zum Locken benutzt man eigentliche Lerchenpfeifflein aus Silber oder Messing. Ein Mitgeselle sollte im übrigen Feld hie und da Lerchen aufscheuchen, dass sie auch auf den Herd kommen. Auf diese Weise kann man nicht nur Lerchen, sondern auch Hänflinge fangen. So fing in Zürich besonders der Pulvermacher Meister HANS AEBERHARDT viele Lerchen; möglicherweise war er ein Sohn des aus Innsbruck eingebürgerten Stadttrompeters gleichen Namens. In der Familie AEBERHARDT scheint der Vogelfang damals schon generationenlang betrieben worden zu sein. Man kann die Lerchen auch Nachts mit Licht und Schelle ins Garn treiben oder am Tag durch einen Hund aufscheuchen und wenn sie im Feld niedergehen, mit einem Garn zudecken. Auch Lerchenfang mit Käuzlein wird geübt, wobei man das Käuzlein fast einen Meter hoch über dem Erdboden postiert und mit Schlingnetzen oder Leimruten umsteckt.

Wachteln haben ihr Nest auf der Erde, im Feld, meist in dichtem Gesträuch, damit der Habicht sie nicht sieht. Sobald die jungen Wachteln aus den Eiern schlüpfen, können sie gehen und selber Nahrung suchen. Am meisten Wachteln gibt es in Afrika; sie fehlen aber auch in der Schweiz nicht. Reichlich kommen sie vor allem in gewissen Alpentälern vor, im Wallis, im Rheinwald und sonst im Bündnerland. Man findet sie aber auch sonst in unserm Land, vor allem, wo es grosse Zelgen und Fruchtäcker gibt, so in der Umgebung von Zürich, besonders auf dem Sihlfeld, der Zelge von Dietikon und herab bis Wettingen. Sie sind nur im Sommer bei uns und ziehen beim ersten Reif fort übers Meer. Mitte April kehren sie wieder zurück. Sie leben hauptsächlich von Hirse, aber auch von Weizen. Sie werden auch gefangengehalten und gemästet. Am bedeutendsten ist der Wachtelfang bei Avenches, wo man sie mit

Hühnerhunden und Netzen fängt. Man muss erst die Korn-, Haber- oder Hirseäcker auskundschaften, in welchen es am meisten Wachteln hat. Dann spannt man ein mehrere Armspannen langes Wachtelnetz durch das Feld und pfeift mit einem Wachtelpfeiffchen; dann fliegen sie herzu und verfangen sich in demselben. Man kann auch ein Seil quer übers Feld spannen und Schlingen daran aufhängen aus gedrehten Pferdehaaren in verschiedener Höhe, dass sich die Wachteln entweder mit dem Kopf oder mit einem Fuss in einer solchen Schlinge verstricken, wobei sich diese bei der nächsten Bewegung zuzieht. Es gibt auch eine Fangart mit Wachtelhunden, die aber ausserordentlich gut dressiert und folgsam sein müssen. Beim grössten Hunger dürfen sie einen hingeworfenen Knochen nur nehmen, wenn man es ihnen gestattet. Diese stöbern in einem Feld Wachteln oder Lerchen auf. Sobald eine hochfliegt, wird die Gegend von zwei Männern mit einem grossen Netz zugedeckt.

Fast am wichtigsten ist der Fang von Rebhühnern, weil diese Vögel als Speise besonders geschätzt sind. Ihre Nester liegen in Feldern, Äckern oder Brachland, auch in Riedwiesen, immer gut versteckt und getarnt mit Gestäude und Gedörn. Beim Mähen werden leider nicht wenige angeschnitten und auch die Eier zerstört. Die Brut ist ziemlich gross, zehn bis sechszehn, ausnahmsweise bis achtzehn Stück. Noch mit Eierschalen auf dem Rücken gehen die Kücken schon auf Futtersuche. Ein Rebhuhn baut nach dem Zeugnis von AELIAN sieben Tage an seinem Nest und führt seine Jungen sieben Tage lang aus. OESENBREY hat dasselbe auch beobachtet. Die Familie bleibt bis in den Herbst beisammen. Darum werden meist alle zusammen gefangen. Im Gebirge findet man sie nicht, meist in lieblichen Gegenden. Das Rebhuhn ist ein listiger Vogel. Seine Federn können zum Fischfang in rinnendem Gewässer benutzt werden. Besonders bei diesem Vogel hält der Verfasser des Vogelbuches darauf, man sollte gefangene Hennen wieder fliegen lassen, im Interesse der Erhaltung der Zucht. Auch ihre Jagdzeit ist zwischen Jakobi und Bartholomeestag, wenn die Fruchtäcker bereits geschnitten sind. Man fragt die Bauern, in welchen Äckern sie beim Mähen am meisten auf

Nester gestossen sind. Gefangen werden sie meist mit Garnen und Vogelhunden. Merkt man seinem Hund an, dass er auf Hühner gestossen ist, nimmt man ihn wieder an die Leine und steckt kreuzweis quer durchs Feld Netze und versteckt sich. Ist man nicht sicher, ob es sich tatsächlich um Rebhühner handelt, lässt man die Hunde los und durchs Feld jagen. Dann stieben sie überall auf und fliegen dahin und dorthin ohne aber im allgemeinen das Feld zu verlassen. Danach nimmt man die Hunde wieder an die Koppel und spannt eilig Netze aus, kreuz- oder zeilenweise. Jetzt muss man auf den Rebhuhnruf warten. Man kann auch eine ganze Rebhuhnweide mit Garn umstecken und dann in zwei Hälften durch ein weiteres Garn aufteilen. So hat der Verfasser des Vogelbuches einmal dreizehn lebendige Rebhühner gefangen. Auch in Rebbergen kann man Rebhühner mit Netzen und Schlingen fangen, wenn man sie dort auftreibt. Fällt der erste Reif und beginnen die Blätter zu fallen, findet man sie auch auf frisch geackerten Feldern. Sie haben aber zu dieser Zeit einen weitem Flug als sonst. Sie schwingen sich dann etwa auf hohe Tannen wie Wildtauben, um sich dann von dort auf nahe gelegene Weiden niederzulassen, die man vorher auskundschaften muss. Verscheucht, machen sie es meist wie die Hasen; sie umkreisen den Umschwung und kehren an den Ausgangsort zurück. Rebhuhnfang verlangt besonders genaue Kenntnisse von Ort und Zeit. Zum Fang macht man sich eine Stunde vor Tag auf, und zwar ohne Pferd. Der Jäger ersteigt eine Anhöhe und wartet auf den ersten Rebhuhnruf, den man meist bei Tagesanbruch hört. Dann fliegen diese Hühner auf die Weide. Wird es wärmer, nehmen sie ihre heimlichen Zusammenläufe in Gesträuch und dichten Hecken unter Eichbäumen, auch in ausgetrockneten Bachbetten und weiten Riedwiesen. Dort ruhen sie aus. Auch neben Bächlein kann man sie dann finden, in Sand und Staub. Manchmal suchen sie auch in Rebbergen Kühlung. Zur Vesperzeit ertönt ihr Ruf von neuem; dann fliegen sie wieder auf die Weide. Wenn die Betzeitglocke läutet, die Sonne hinterm Berg verschwindet und der Tag endet, ziehen sie in ihre Nachtquartiere. Hat der Weidmann nicht viel Glück gehabt, kann er noch im Mondenschein die

besten Weiden mit seinem Garn bestecken, obgleich er immer einige zu freiem Gebrauch zurückhalten muss. Am Morgen kann sich der Jäger auch hinter seinen Garnen verstecken und den Rebhuhnruf nachahmen. Man überspannt ein hohles Knöchelchen oder sonst ein Röhrchen mit feinem Pergament, durchbohrt es mit feiner Nadel und zieht ein Pferdehaar durch die Öffnung. Bläst man hinein, gibt es einen Ton, der dem Rebhuhnruf sehr gleicht. In andern Ländern benützt man auch zahme Rebhühner in Käfigen als Lockvögel, die man dann mit Netzen umspannt. Bei ihrem Ruf lassen sich andere Rebhühner herbei und verfangen sich in den Netzen. Man kann auch welche fangen, wenn man an diesen Käfigen Schlüpfgatter anbringt. Da die Rebhühner angeblich grosse Liebe zu Hirschen, Ochsen und Kühen haben, unter denen sie gerne weiden, sollen sie auch so getäuscht und gefangen werden können, indem sich der Weidmann zum Beispiel eine Hirschhaut mit Geweih überzieht und die Hühner so anlockt. Eigene Erfahrung hatte OESENBREY mit solchen Methoden aber offensichtlich nicht. Er war übrigens der Meinung, dass gerade zu seiner Zeit, etwa seit dem Jahre 1560, die Zahl der Rebhühner stark abgenommen habe, was er auf den vermehrten Gebrauch der Schusswaffen und den Abschuss von Hennen zurückführte. Noch um 1560 herum soll es im Kanton Zürich viele Rebhühner gegeben haben, in der Umgebung von Winterthur, der Grafschaft Kyburg, im Grüningeramt und der Herrschaft Wädenswil, zu beiden Seiten des Sees und im Amt, vor allem im Knonaueramt. Man sah nicht nur viele Rebhühner, sondern fing sie auch, liess allerdings die Hennen immer fliegen. Wie Wachteln sperrte man auch die gefangenen Rebhühner in ein eigenes Hühnerhaus und fütterte sie, da ihr Fleisch bedeutend zarter wurde. Als Pfarrer von Männedorf hatte er einmal in einem einzigen Jahr dreihundsechzig Rebhühner gefangen und in einem Gehalt bis einige Wochen nach Weihnachten gefüttert. Er ging dabei folgendermassen vor: Diese Hühnerställe müssen sehr gut verwahrt sein gegen Iltisse und Marder, Ratten und Mäuse. Man muss am S:all Gesichtslöcher anbringen, die man mit Draht überspannt und am besten mit Orgelnäppern bohrt, wie sie die Küfer und Küb-

ler brauchen. Im Innern hängt man Korn- und Haberbündel auf, dass die Hühner wie durch ein Feld wandeln können. Beim drahtvergitterten Gatter muss ein sauberes Brett sein, auf das man täglich zweimal frisch Haber, Gerste und Korn ausschüttet, damit die Hühner ja genug zu essen haben. Daneben müssen noch zwei Geschirre vorhanden sein, lange, ausgehölte, schiff förmige Tröglein, eins täglich zweimal mit frischem Wasser gefüllt, das andere mit Sand. Decken und Wände dieses Hühnerhauses muss man mit Netzen abschirmen, damit sich die Hühner nicht verletzen, wenn sie einmal aufspringen. Er entschuldigt sich am Schluss über seine grosse Ausführlichkeit; sie geschah aber «nit on ursach, dann es fürwahr inn der weydney füruss ein gar trostlicher, lieplicher, holdseliger fang ist».

Die Haselhühner kommen besonders im Gebirge vor, meist in dunkeln Wäldern, wo es Brombeeren und Haselstauden gibt und wo sich diese Vögel vor Raubvögeln am besten schützen können. Sie lieben auch den Wasserholder und die gelben Kätzchen der Haselsträucher. Haselhühner sind eine Fürstenspeise und von allem Geflügel das edelste. Man fängt sie am Frühlingsanfang und im Herbst. Der Jäger muss ihren Ruf genau kennen, den er auf einem Pfeifflein aus Silber oder Messing nachahmen kann. Kommt er zu ihren Wohnungen, muss er sie mit seinem Pfeifflein locken, früh morgens oder abends spät. Meist geben sie rasch Antwort. Dann muss er schnell ein Hüttlein rüsten und davor seine Netze spannen, etwas weitmaschigere als für den Rebhuhnfang und etwas höhere. Nachher versteckt er sich wieder im Hüttlein und beginnt mit seinem Pfeiffchen von neuem zu locken. Dann hüpfen die Hühner auf die Erde, gehen dem Ruf nach, aufs Hüttchen zu und laufen direkt ins Garn. Junker HANS EDLIBACH hat noch zu seiner Zeit im Sihlwald viele Haselhühner gefangen, die Hennen aber auch immer fliegen lassen, zum Schutz der Brut einerseits, andererseits im eigenen Interesse des Jägers. Auch eine wieder freigelassene Henne bleibt meist im Revier und lockt viele Hähne an. Tötet man aber die Hennen, ziehen die Hähne auch fort, ändern Hennen nach. Wer die Speise der Haselhühner nicht genau kennt, töte sie lieber gleich und esse sie, da sie ihm ohnehin sterben;

wer aber über gute Kenntnisse verfügt, kann sie ruhig noch eine Zeit lang füttern.

OESENBREY spricht dann auch von den Fasanen. CONRAD GESSNER betont freilich, in der Schweiz nie wilde Fasanen gesehen zu haben. STUMPF will solche in den Alpen bemerkt haben, was aber auch der Verfasser des Vogelbuches bezweifelt. Er selber scheint auch nie welche gefangen zu haben, so dass er seine Weisheit wohl ausschliesslich aus Büchern schöpfen konnte, vor allem aus GESSNER's Vogelbuch. Sie werden mit Schlingen gefangen.

Vom Auerhahn weiss er, dass er vor allem im Gebirge vorkommt und dass im Bündnerland und in den Bergen ob Schwyz und Einsiedeln ziemlich viele abgeschossen wurden, besonders zur Balzzeit. Fangen könne man sie nur selten. Einmal hatte er eine versprengte Henne gesehen. Ein Jungbauer hatte sie auf einem niedern Ast einer Eiche entdeckt, in Hirtzswangen bei Hausen am Albis, einem Weiler an der Grenze zwischen Kanton Zug und Zürich. Er schoss sie mit seiner Büchse und brachte sie ins nah gelegene Kloster Kappel, gerade an einem Tag, an dem OESENBREY im Kloster geschäftlich zu tun hatte. Der Vogel hatte ganz friedlich Eicheln gegessen und noch den ganzen Kropf voll davon. Der Schaffner des Klosters verehrte die seltene Beute den gnädigen Herrn von Zürich.

Laubhühner hat der Thalwiler Pfarrer selber offenbar auch keine geschossen. Er weiss, dass man sie meist mit einer Schusswaffe erlegt wie die Auerhähne, gelegentlich aber auch mit Schlingen fängt.

Steinhühner und Schneehühner scheint CONRAD GESSNER als erster klar voneinander unterschieden zu haben. Steinhühner hat OESENBREY in den Glarneralpen wohl selber gefangen, schreibt er doch:

Ich han selber, vor zwanzig jaren, do Herr Ammann BUSSI, Ammann BELDI, Ammann JENNI, Landvogt TSCHUDI und Vogt HÄSSI noch im läben gsin und ich zu Glarus was, mit mir hinab ein gempsthier und diserer steynhünnern acht in die statt Zürich gfergget.

Man darf vielleicht annehmen, er sei mit diesen Herren auf die Jagd gegangen, da ihre Aufzählung sonst wenig Sinn hätte. Steinhühner sind leicht zu fangen. Man legt Steine in einer Zeile aneinander, wie

wenn man ein Mauerlein bauen wollte. Entlang dieser Steinreihe spannt man ein Seil, an welchem man Schlingen in Kopf- und Fusshöhe anbringt. Die Hühner, die diese Steine nie überspringen, gehen dann immer dieser Steinreihe entlang, hin und her, bis sie sich endlich in einer Schlinge verfangen. Über die Gebirgshühner weiss der Verfasser weiter zu berichten:

So han ich ouch onghefär vor vierzen jaren, do ich zu Chur geschäftten halb gsin, han ich ouch gsehen einen herrlichen frantzosen, damals Ambassador zu Chur ufftragen in synen spysen trachten von orhanen, loubhanen, steynhünnern und parnysen (Rothhünnern) in eins Edelmans hus des von SCHAUENSTEIN sunst von EERENFELS.

Von den Schneec- und Steinhünnern bestätigt der Thalwiler Pfarrer aus eigener Erfahrung, das ihr Fleisch «lieplich, anmutig und wollgeschmack» sei. Seine Schilderung vom Steinhühnerfang stammt aber offenbar aus der Chronik von STUMPF.

Auch die Rot- oder Welschhühner, Parnysen genannt, kannte OESENBREY offensichtlich nicht aus eigener Anschauung. Er weiss, aus C. GESSNER's Vogelbuch, dass man sie vor allem bei Sitten, in der Lombardei und im Bündnerland fängt, in mildem Vorgelände und in Weingärten. STUMPF entnimmt er, dass man sie leicht zähmen könne. Er erwähnt zum Schluss, dass man auf dem Tisch den ersten Preis dem Haselhuhn zuerkenne, den zweiten dem Rothuhn, den dritten dem Rebhuhn und den vierten den Waldschneppen, wobei er sich wieder auf GESSNER bezieht.

VI.

Heute ist der Vogelfang wie gesagt verboten, und niemand wird die Zeiten zurücksehen, wo er gestattet war. Wäre dem nicht so, wären diese Ausführungen nicht erschienen; denn nichts läge dem Verfasser dieser Zeilen ferner, als eine Anleitung zum Vogelfang zu schreiben oder auszugraben. Für die Zürcher Kulturgeschichte schien es ihm aber nicht unwesentlich, sich ein einigermaßen klares und zutreffendes Bild von dieser Tätigkeit zu machen, wie sie gerade in unserer Gegend gepflegt wurde. Heute haben wir einen ausgedehnten Vogelschutz, müssen aber wohl einigermaßen resigniert feststellen, dass die Zeiten mit Vogelfang

doch um vieles vogelreicher gewesen sind als die heutige. Denn so sehr hat wohl der Vogelfänger die gefiederte Tierwelt noch immer nicht geschädigt, wie die moderne Wirtschaft und Kultur, welche die Umwelt- und Lebensbedingungen vieler Vögel immer mehr zertört haben. Schon 1830 wurde im Neujahrsblatt der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft über die Abnahme der Störche im Kanton Zürich geklagt. Schon damals gab es in der Umgebung der Stadt, in den Seegemeinden und an der Limmat keine mehr. Bewohnte Storchennester fan-

den sich aber noch in Dietlikon, Bassersdorf, Kloten, Pfäffikon, Hettlingen, Bülach, Dielsdorf und Benken u. a. O. Heute, nachdem man jedes kleine Sümpflein und jede kleine Riedwiese trockengelegt hat im Zeichen der Melioration, sind fast alle verschwunden, so dass dem Kanton Zürich noch ein einziges bewohntes Storchennest geblieben ist, bei Niederglatt, fast bezeichnender Weise auf einem nicht benützten Fabrik-schornstein. Das Urteil über unsern Vogel-schutz gebührt nicht uns, sondern spätern Zeiten.

Anmerkungen :

¹⁾ Eidg. Gesetz betr. Jagd- und Vogelschutz vom 26. November 1882. Es enthält in § 15 die Liste der geschützten Vögel: Insektenfresser, gewisse Sperlingsvögel, Häher und Klettervögel, Krähenvögel und Raubvögel. § 16 verbietet jeden Vogelfang mittelst Netzen, Vogelherden, Lockvögeln, Käuzchen, Leimruten, Schlingen, Bogen und andern Fangvorrichtungen. Neue Gesetze wurden erlassen am 4. September 1921 und am 12. Mai 1929.

²⁾ Das Gesetz von 1921 verbietet zwar in § 17 den Abschuss von Auer-, Birk- und Fasanenhennen; diese Bestimmung wurde aber in das heute geltende Gesetz von 1929 nicht mehr aufgenommen.

³⁾ R. HOLTZMANN, *Gesch. d. sächsischen Kaiserzeit*, München, 1943, S. 68, S. 110.

⁴⁾ P. TH. HOFFMANN, *Der mittelalterliche Mensch*, Leipzig, 1937, S. 136.

⁵⁾ J. v. ARX, *Gesch. d. Kt. St. Gallen*, Bd. 1, St. Gallen, 1810, S. 250.

⁶⁾ L. v. ARX, l. c., *Benedictiones ad mensas* neu ediert und kommentiert von J. EGLI i. MVG, Bd. XXXI.

⁷⁾ Mitt. OESENBREY's i. d. hier besprochenen Vogelbuch.

⁸⁾ Ms. C. 22 der Zürcher Zentralbibliothek: JODOCUS OESENBREY, *Kunst*, Weydny oder Vogelbuch, inn welchem gar ordenlich

erläernet . . . wirt, wie man . . . allerley kleyn unnd gross Waldvogel, dessglychen . . . Lerchen, Wachlen, Räbhüner unnd andre edle gfügel fachen möge.

⁹⁾ HBLs, Bd. 6, S. 367.

¹⁰⁾ K. WIRZ, *Etat d. Zürcher Ministeriums*, Zürich, 1890, S. 175.

¹¹⁾ Einträge im Vogelbuch.

¹²⁾ K. WIRZ, l. c., S. 197, 109, 175, fälschlich OSENBREY genannt. Rechnungen d. Studentenamtes, Zürcher Staatsarchiv, G. II, 391.

¹³⁾ RUDOLF HÜSLI, gest. 1600 als Pfarrer in Dinhard. HBLs, Bd. 4, S. 311. K. WIRZ, *Etat*, S. 3, 142, 177, 197, 224, 35.

¹⁴⁾ XENOPHON, *Opuscula politica, equestria et venatica*; die Echtheit der letztern wurde schon bestritten.

M. C. CICERO, *Tusculanae disputationes*, 5. Buch.

¹⁵⁾ F. v. TSCHUDI, *das Thierleben der Alpenwelt*, Leipzig, 1868, 8. Aufl., S. 97.

¹⁶⁾ Die «Wiggle» wird von OESENBREY nicht näher geschildert. Eine gute Beschreibung findet sich aber in «Der Schweizer Jäger», i. 2. Bd., S. 125, Liestal, 1836. Der Verfasser, H. C. ROHRDORF, ein Wundarzt und Präparator, stammte aus altem Zürcher Geschlecht.